



JOHN
CONNOR

**FEUER
TOD**

Weltbild

Ein greller Lichtschein erleuchtet den Nachthimmel – ein Mann fällt brennend aus seiner Penthouse-Wohnung im 9. Stock. Der Tote ist zwar schnell als der erfolgreiche Immobilienmakler Nicholas Hanley identifiziert, aber war es wirklich Selbstmord? Und warum sind seine Lebensgefährtin und deren Tochter nirgends aufzufinden? Auch Detective Constable Karen Sharpe ist unauffindbar, seid ihr jüngster Fall sie auf die Spur des Toten geführt hatte...

Karen-Sharpe-Serie

1. Gejagt
2. Vergiftete Seelen
3. Feuertod

John Connor

Feuertod

Ein Karen-Sharpe-Roman

Aus dem Englischen von Heike Steffen

Weltbild

Der Autor

John Connor war bei der britischen Staatsanwaltschaft tätig. Während seiner fünfzehnjährigen Karriere hat er über vierzig Mordfälle bearbeitet und der Polizei als Berater in zahllosen verdeckten Drogenermittlungen zur Seite gestanden. Zuletzt leitete er eine Sondereinheit, die das organisierte Verbrechen in der Gegend um Leeds bekämpft. John Connor lebt mit Frau und Kind in Brüssel.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel A Child's Game bei Orion, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2005 by John Connor.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Heike Steffen

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-747-0

Für Anna

Mit ganz besonderem Dank an Yvette Goulden.

Außerdem geht mein Dank erneut an John Markham, Ray Dance und Max McLean von der West Yorkshire Police.

Danke auch an Sue Hogg (BBC), Phil Patterson und Luke Speed (Marjacq Scripts).
Und erneut an Rachel Leyshon für ihre zahlreichen wunderbaren Anregungen.

Freitag, 31. Dezember 1999

1

Stijn konnte spüren, wie der Mann zitterte. Als sie ihn mit Benzin übergossen hatten, hatte sich der Blick in seinen Augen verändert. In diesem Moment hatte er begriffen, dass es keinen Sinn mehr hatte, zu schreien oder sich zu wehren. Wenn er schrie, würden sie ihm nur den Knebel noch enger ziehen, bis er keine Luft mehr kriegte, und Stijn bezweifelte, dass er überhaupt noch Kraft hatte, sich zu wehren. Akhtar, der Kaffer, den sie ihm hier an die Seite gestellt hatten – und der jetzt in der hintersten Ecke der Wohnung vor sich hin fluchte und schimpfte –, hatte den Kerl so heftig verprügelt, dass er wahrscheinlich ohnehin sterben würde. Mit einem abgebrochenen Stuhlbein hatte Akhtar auf Kopf und Gesicht des Mannes eingedroschen, bevor Stijn ihm das Ding hatte abnehmen können.

Bevor sie aufgebrochen waren, hatte Stijn ihn gefragt, ob er mit Gewalt umgehen könne. Akhtar hatte ein überhebliches Grinsen aufgesetzt, als hielte er die Frage für eine Beleidigung. Nur drei oder vier Stunden später waren sie hier eingetroffen, doch sie hatten kaum angefangen, da wusste Stijn bereits, dass er einen Fehler gemacht hatte.

Er bezweifelte, dass Akhtar überhaupt schon mal einen Menschen geschlagen hatte. Alle seine Bewegungen verrieten seine Angst – er schlug wild und ungezielt um sich, wollte es so schnell wie möglich hinter sich bringen. Stijn hatte ihn angewiesen, dem anderen keine offenen Wunden beizubringen, die bluteten. Und trotzdem hatte er das Stuhlbein gepackt und auf den Kopf des Mannes eingepügelte – und sich dabei fast übergeben.

Jetzt lief dem Mann Blut aus einer Platzwunde in der Schädeldecke. Es lief Stijn über die Hand, und das ärgerte ihn. Der Mann stand kurz vorm Schock, er atmete schnell und flach, sein Puls wurde langsamer. Der Schock allein würde ihn umbringen, wenn sie ihn sich selbst überließen. Aber das war nicht das, was man ihm aufgetragen hatte.

Mittlerweile stank alles nach Benzin. Er würde seine Kleider wegwerfen und sich baden und abschrubben müssen, um den Gestank und die Spuren loszuwerden. Typisch Kaffer, dachte er, den Kerl verbrennen zu wollen. In diesem Fall hatten sie einen guten Grund, aber nach allem, was er gehört hatte, hatten die einfach ein Faible dafür, ob mit oder ohne Grund. In Pakistan bestand die favorisierte Form der politischen Gewalt darin, Leute aus einem Zug zu zerren und sie in Brand zu stecken. Er fand es nicht so toll, Menschen zu verbrennen. Es produzierte ziemlich unangenehme Gerüche. Andererseits hatte er in Südafrika schon in ganz normalen Gefängnissen Schlimmeres gerochen.

Als Kind im Veld hatte er oft die Rehböcke in den Eisenfallen beobachtet, die stundenlang um ihr Leben kämpften, sich die Gelenke auskugelten und sich Sehnen und Muskeln zerrissen, um sich zu befreien. Doch wenn die Zeit gekommen war, sie aus der Falle zu holen und zu töten, lagen sie nur noch vollkommen ruhig da, Hilflosigkeit im Blick: teilweise, weil sie erschöpft waren, teilweise, weil es eben nur Tiere waren. Weil sie im Grunde keine Vorstellung vom Tod hatten, konnten sie an einen Punkt gelangen,

an dem die Angst aufhörte, an dem sie nur noch warteten. An genau dem gleichen Punkt war auch dieser Mann jetzt. Er wartete.

Er war ein Tier gewesen, als sie ihn gefesselt hatten – völlig durchgedreht, nicht mehr fähig zur Vernunft und ohne die Kraft, seine Angst unter Kontrolle zu halten. Diesen Verlust an Würde mit ansehen zu müssen, hatte Stijn Übelkeit bereitet – das Bitten und Betteln, das Wimmern bei jedem Schlag. Er hatte einen Namen gerufen, Susie – vielleicht seine Frau, vielleicht seine Mutter. Er hatte in Büchern gelesen, dass manche Menschen im Sterben nach ihrer Mutter riefen, aber er hatte es selbst noch nie erlebt und konnte sich nicht vorstellen, dass er es tun würde. Allerdings hatte er seine Mutter auch kaum gekannt.

Die Benzindämpfe hatten den anderen zurück auf den Teppich gebracht. Jetzt zitterte er nur noch, denn er wusste, was geschehen würde. Sich wehren zu wollen, war sinnlos – Stijns Hand lag in seinem Nacken, und diese Hand war so groß, dass er ihm mit den Fingern die Kehle zudrücken konnte, wenn er wollte. Der Mann war schon fertig gewesen, bevor Akhtar sich den Ausraster mit dem Stuhlbein geleistet hatte. Stijn betrachtete ihn. Er war klein, vielleicht halb so groß und schwer wie er, und er hatte die gleichen sanften, hilflosen Augen wie ein Rehbock.

Was Stijn dazu brachte, sich unwohl zu fühlen. Vielleicht sollte er irgendwas sagen – ihm die Sache irgendwie erleichtern. Aber das ging nicht. Der Mann war allein, niemand konnte ihm helfen. Außerdem würde er dann womöglich wieder anfangen, sich zu wehren. Mitgefühl machte die Leute schwach. Noch dazu stank er – nach Schweiß und Angst, nach Pisse, Blut und Verzweiflung, und nach Benzin. Man musste ihn aus seinem Elend erlösen.

»Du hättest deine Schulden bezahlen sollen«, sagte Stijn und bereute es sofort. Wahrscheinlich konnte der Idiot ihn sowieso nicht mehr hören. Er hing zusammengesunken auf einem Stuhl, die Fußknöchel eng zusammengebunden, die Hände hinterm Rücken gefesselt. Als Knebel hatten sie ein Küchentuch benutzt. Das Stück, das ihm durch den Mund lief, war rot vom Blut, hellem, schaumigem Blut, das vermutlich aus den Lungen kam. Akhtar war mit beiden Füßen auf seinem Brustkorb rumgesprungen, als er schon längst nicht mehr in der Lage gewesen war, sich zu schützen.

Genervt schaute Stijn zu Akhtar hinüber. Der stand am Spülbecken und wurde immer panischer, während er versuchte, die Blutung an seiner Hand zu stoppen. Er hatte es fertiggebracht, sich selbst zu verletzen, als er auf den anderen einprügelte. Die Wunde musste genäht werden. Stijn hatte ihm das bereits gesagt und war davon ausgegangen, dass er sich irgendwas um die Hand wickeln und es gut sein lassen würde. Aber Akhtar ließ Wasser über die Wunde laufen und suchte im Küchenschrank über der Spüle nach irgendwelchen Salben und Verbandszeug. Das Badezimmer hatte er bereits ohne Erfolg auf den Kopf gestellt.

Stijn schaute auf die Uhr. 3:57 Uhr.

»Wir müssen los«, sagte er ruhig. »Sie haben schon genug Zeit verplempert.«

Akhtar sah zu ihm herüber, in seinen Augen stand die Angst. »Die ganze Wohnung ist voll von meinem Blut ...«

»Darüber hätten Sie sich eher Gedanken machen müssen. Wir fackeln die Bude ab. Schreiben Sie den Brief, wie ich es Ihnen gesagt habe.«

»Die Bude abfackeln? Und was ist mit dem?« Akhtar deutete auf den Mann.

»Schreiben Sie den Brief«, sagte Stijn. Er hatte Akhtar nur das Nötigste erzählt, aber der Kaffer hatte Angst vor ihm. Er würde tun, was er ihm sagte.

Als der Brief im Tresor im Kleiderschrank lag, befahl Stijn Akhtar, ein Auge auf den Mann zu haben. Dann ging er quer durchs Wohnzimmer und öffnete die Schiebetür zum schmalen Balkon. Einen Moment lang stand er in der kalten Nachtluft da und schaute über die Stadt hinaus. Gelegentlicher Verkehrslärm mischte sich mit dem Gegröle betrunkenen Jugendlicher.

Sie waren in einem Penthouse, neun Stockwerke über der Erde. Unter ihm lag die Stadt namens Leeds, ein asymmetrisches Muster aus Lichtern. Im Norden schnitten niedrige, dunkle Keile in das Lichtmuster hinein. Er vermutete, dass es sich um Berge handelte, aber es war zu dunkel, um sie zu erkennen. Tief hängende, dichte Wolken verdeckten den Himmel und den Mond. Das Gebäude, in dem er sich befand, war eines der höchsten der Stadt.

Er trat an die Brüstung – die über einen halben Meter breit war – und schaute nach unten, in den Kniekehlen spürte er das Kitzeln, das früher einmal ein Symptom seiner Höhenangst gewesen war. Er blickte in eine enge Gasse voller Müllcontainer hinab. Für einen sicheren Tod war es nicht hoch genug, wie er aus den Fehlern anderer gelernt hatte. Selbst einen Sturz aus doppelter Höhe hatten schon Menschen überlebt und davon berichten können.

An der Wand neben der Schiebetür war eine kurze Leiter befestigt, die auf das Flachdach hinaufführte. Er kletterte hoch und schaute über den Rand, um sicherzugehen, dass da niemand war. Dann ging er wieder hinein.

»Schnappen Sie sich einen«, sagte er zu Akhtar und zeigte auf die drei Plastikbenzinkanister neben der Tür. »Sie nehmen sich das Büro unten vor. Ich kümmerge mich um die Wohnung. Kippen Sie reichlich über die Schreibtische und den Papierkram. Die Wände können Sie sich sparen. Und legen Sie eine Spur die Hintertreppe hoch und durch dies Zimmer hier bis ins Schlafzimmer.«

»Ist das nicht gefährlich?« Akhtars Stimme klang entschieden zu hoch. Stijn wusste, dass er gern noch mal nach dem Mann gefragt hätte, aber er traute sich nicht.

»Sie sollen es ja noch nicht anzünden. Nur verteilen. Und beeilen Sie sich – die Dämpfe sind giftig.«

Er schaute ihm nach, bis er durch die Tür zur Treppe verschwunden war, dann sah er noch einmal nach dem Mann. Der hatte die Augen inzwischen geschlossen, sein Atem ging unregelmäßig. Er ließ ihn allein, schraubte den Deckel von einem Kanister und legte breite Benzinspuren von sämtlichen brennbaren Objekten im Zimmer bis zur Wohnungstür. Der Fußboden war mit teurem Parkett ausgelegt, auf dem sich das Benzin rasch verteilte.

Die Wohnung lag in einem Viertel, das in diesem Teil der Welt, so vermutete er, wohl als nobel galt. Das einzelne Hochhaus mitten in der Innenstadt überragte ein relativ

neues Einkaufszentrum mit Atrium, durch dessen Glasdach er Gruppen junger Menschen sehen konnte, die sich auch zu dieser frühen Stunde noch dem Alkohol widmeten. In den oberen Stockwerken unterhielten Finanzdienstleister und Anwälte ihre Büros. Das wusste er, weil er das Gebäude sorgfältig überprüft hatte. Die Wohnung, in der sie sich befanden, verfügte über eine Verbindungstreppe zu einem dieser Büros eine Etage tiefer, und es war die einzige Wohnung im ganzen Gebäude. Gewiss nicht ganz billig.

Dennoch gab es nur wenige Möbelstücke, die er in Brand setzen konnte: ein schlichtes Ledersofa, einen Breitbildfernseher, den Stuhl, auf dem der Mann saß, einen zweiten, den Stijn im Laufe des Kampfes zerbrochen hatte, ein paar Tische, im Schlafzimmer ein Doppelbett mit Holzrahmen – ohne Bettzeug –, einen Kleiderschrank, in dem sich nur der bis auf den Brief leere Safe befand, ein paar alte Zeitungen. An den Wänden nur ein einziges Bild – witzigerweise eine Ansicht von Kapstadt und dem Tafelberg im Morgengrauen. Im Bad weder Toilettenpapier noch Seife oder Zahnpasta. Keine Topfpflanzen, keine Bücherregale.

Er war vor Akhtar fertig, packte den Mann an den Fußknöcheln und zog ihn vom Stuhl, so dass er mit dem Hinterkopf auf den Holzboden knallte. Stijn schleifte ihn an den Füßen zu den Schiebetüren, dann beugte er sich zu ihm hinunter und zog ein Klappmesser aus der Tasche. Sanft presste er dem Mann die Spitze an die Kehle, doch der reagierte nicht. Mit schnellen Bewegungen durchschnitt er die Plastikbänder, mit denen er an Händen und Füßen gefesselt war, zertrennte den Knebel und steckte Fesseln und Knebel ein. Der Mann rang leise nach Luft, aber seine Augen blieben geschlossen. Stijn packte ihn wieder bei den Füßen und zog ihn auf den Balkon.

Draußen schlug ihm die frische Luft entgegen. Zum Schutz vor den Benzindämpfen zog Stijn die Schiebetür hinter sich zu. Dann hievte er den Mann an den Schultern hoch, bis er vornübergelehnt an der Brüstung stand. Er meinte, ihn etwas sagen zu hören, aber seine Kiefer waren so demoliert, dass er nicht zu verstehen war. Die Arme hingen ihm schlaff an den Seiten herunter.

Stijn trat einen Schritt zurück, holte sein Zippo aus der Tasche und zündete es an. Ohne zu zögern, hielt er es an das Jackett des anderen und wartete eine Sekunde, bis es Feuer fing. Es entflammte mit einem dumpfen Knall wie ein Gasherd, wenn schon eine Weile Gas ausgetreten war, die blauen Flammen schlugen ihm sofort hoch ins Gesicht, bevor sie gelb und orange aufloderten – so heiß, dass es Stijn die Augenbrauen versengte. Er trat zurück und schaute fasziniert zu.

Die Flammen breiteten sich rasch aus. Schon bald hatten sie die Kleiderschichten unter dem Jackett erreicht und züngelten dem Mann durchs Haar, bevor er reagierte. Als er sich zu bewegen versuchte, packte Stijn ihn bei den Beinen und riss sie hoch. Der Oberkörper des Mannes lag auf der Brüstung, und Stijn sah, wie er den Kopf zu ihm drehte, die Augen geöffnet. Sein Ausdruck zeigte Verwunderung, keinen Schmerz. Stijn sah, wie er seinen Blick zu fokussieren versuchte, als ihm die Flammen bereits um den Kopf loderten. Er öffnete den Mund und schnappte nach Luft wie ein Goldfisch. Jetzt hatte auch seine Hose Feuer gefangen – in wenigen Sekunden würde er komplett in Flammen stehen. Seine Arme erwachten zum Leben, er hob sie zum Kopf und schlug wild in die Luft. Stijn trat zurück und versetzte ihm einen Fußtritt. Der Körper ruckte nach vorn und hing einen

Moment lang über dem Abgrund.

Noch im Fallen schlug er auf sein brennendes Haar ein. Er unternahm keinen Versuch, den Fall aufzuhalten, gab kein Geräusch von sich, keinen Schrei. Von einem Moment auf den nächsten war er verschwunden. Wo er an der Brüstung gelehnt hatte, hingen eine kleine Wolke beißenden Rauchs und der Geruch nach verbrannter Haut in der Luft.

Stijn schaute nicht über die Brüstung, um nachzusehen, wie er gelandet war. Vielmehr duckte er sich und rannte zurück in die Wohnung, wo ihm Akhtar in die Arme lief, der ihn mit entsetzter Miene ansah. »Was haben Sie getan?«, schrie er.

Achtlos ging Stijn an ihm vorbei zur Tür. »Sie haben das alles angeleiert«, sagte er knapp. »Das war nur die Konsequenz.«

Akhtar stand wie versteinert da, hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis, auf den Balkon zu rennen und nachzuschauen, ob er richtig gesehen hatte, und dem Drang, vor Stijn die Flucht zu ergreifen.

»Wir müssen hier raus, schnell«, sagte Stijn. Er sah, dass die Tür zum Büro offen stand, sah die Benzinspur, die Akhtar durch diese Tür gelegt hatte. Es wäre besser, in beiden Stockwerken Feuer zu legen, aber dazu war jetzt keine Zeit mehr. Er öffnete die Wohnungstür – die zu den Fahrstühlen und zum Notausgang führte – und holte noch einmal das Zippo hervor. Die Benzindämpfe im Zimmer nahmen ihm die Luft zum Atmen. Er trat hinaus ins Treppenhaus und rief nach Akhtar.

»Es wird gleich ziemlich ungemütlich da drin. Kommen Sie jetzt?«

Als Akhtar hinter ihm im Treppenhaus stand, schleuderte er das brennende Feuerzeug flach über den Fußboden.

Der Wecker neben ihrem Bett zeigte 4:35 Uhr. Liz Hodges brauchte eine Weile, um zu begreifen, warum sie ihn anstarrte. Das Klopfen kam nicht aus ihrem Traum. Da war jemand an der Haustür.

Mit fahrigem Bewegungen zog sie sich den Bademantel über und ging zum Schlafzimmerfenster. Sie wohnte in einer Sackgasse am Ortsrand von Gargrave westlich von Skipton. Gargrave hatte keine zweitausend Einwohner, und in ihrer Straße gab es nur noch fünf weitere Häuser. Da war es schwer, sich im Haus zu irren. Vorsichtig schaute sie an den schweren Filzvorhängen vorbei, die sie vor drei Jahren aus London mitgebracht hatte.

Auf ihrem Hof parkten zwei Autos. Eines davon war nicht ihres. Vom Fenster aus konnte sie nicht sehen, wer unter dem Vordach vor ihrer Haustür stand – und wie viele. Doch in dem Wagen hinter ihrem – der sie einparkte – sah sie zwei Leute auf der Rückbank sitzen. Vermutlich Männer. Die nächste Straßenlampe war zwei Häuser entfernt. Sie streckte die Hand nach dem Telefon aus und horchte auf das Klopfen. Ein freundliches, höfliches Klopfen, das nichts Dringliches oder Alarmierendes an sich hatte. Wäre da nicht die Uhrzeit. Direkt gegenüber, im Haus der Armstrongs, und zwei Häuser weiter bei den Byfields sah sie Licht angehen, die Vorhänge bewegten sich. Sofort fühlte sie sich etwas sicherer.

Seit sie nach Yorkshire gezogen war, hatte sie keine Probleme mehr gehabt, aber sie hatte einige zurückgelassen. Es war nicht ausgeschlossen, dass eines dieser Probleme sie eines Tages wieder einholte. Sie besaß ein schnurloses Telefon mit Nummernspeicher und ging alle Einträge durch, bis sie die Notrufnummer gefunden hatte, die man ihr gleich nach ihrer Ankunft hier gegeben hatte. Unten sah sie einen Mann aus der Dunkelheit des Vordachs heraustreten und zum ersten Stock hochschauen. Sie rührte sich nicht von der Stelle.

Es sah aus, als blickte er ihr direkt ins Gesicht, dabei bezweifelte sie, dass er mehr sehen konnte als einen dunklen Spalt zwischen Vorhang und Wand. Für Liz sah er eindeutig offiziell aus. Sie atmete durch. Er trug einen schicken Trenchcoat, den Kragen nicht hochgeschlagen, darunter Anzug und Krawatte. Seine Schuhe sahen aus wie frisch geputzt. Sein Gesicht war jung, die Züge hart.

Plötzlich klingelte das Telefon in ihrer Hand. Sie fuhr zusammen, schaute aufs Display. Die Nummer war unterdrückt. Sie trat vom Fenster weg und ging ran.

»Miss Hodges?« Eine leise, männliche Stimme.

»Ja. Wer ist da?«

»Francis Doyle. Remembern Sie sich an mich?«

Sie dachte nach. Der Name kam ihr bekannt vor. Sie trat zum Fenster und schaute hinaus. Ein zweiter Mann hatte sich zu dem ersten gesellt. Er stand mit dem Rücken zu ihr und sprach in ein Handy.

»Nein, tut mir leid«, sagte sie.

»Ich habe Sie hergebracht. Vor drei Jahren.«

Jetzt fiel es ihr wieder ein. Sie lächelte, war erleichtert. Von allen Menschen, an die sie damals weitergereicht worden war, war er der mitfühlendste gewesen. Und sie hatte Mitgefühl gebraucht.

»Ja«, sagte sie.

»Ich stehe vor Ihrem Haus. Sind Sie da?«

Der Moment der Erleichterung war von kurzer Dauer, danach kam die Verunsicherung. Warum waren die hier?

»Ich lasse Sie rein«, sagte sie.

Doyle war gealtert. Ihr fiel auf, wie er sie noch auf der Türschwelle musterte. Sein kräftig gebauter Kollege hielt sich weiter hinten in der Dunkelheit.

»Was ist los?«, fragte sie.

»Wir sind auf der Suche nach Karen Sharpe.«

Sie zog die Stirn in Falten. »Um diese Uhrzeit?«

»Ja. Ist sie bei Ihnen?«

»Nein. Warum sollte sie?«

»Sie sind doch mit ihr befreundet.«

»War ich. Ich habe sie seit über einem Jahr nicht gesehen. Warum sind Sie ...?«

»Kann ich reinkommen?«

»Natürlich.«

Er ging an ihr vorbei ins Haus, sie blieb stehen und wartete auf den anderen.

»Der bleibt draußen«, sagte Doyle. »Machen Sie die Tür ruhig zu. Das ist in Ordnung.«

Sie führte ihn ins Wohnzimmer. Er schaute sich um und horchte, als könnte sich Karen hinterm Sofa versteckt haben.

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«, fragte er.

»Das weiß ich nicht mehr. Ist ihr was passiert?«

Langsam drehte er sich zu ihr um und sah sie an. »Ich hoffe nicht. Aber womöglich ist sie in Gefahr. Kann ich mich mal oben umschauen?«

Sie merkte, wie sie langsam wütend wurde. »Warum? Glauben Sie mir nicht?«

Er hob die Hände, zuckte mit den Schultern. »Ich mache nur meine Arbeit. Sie wissen doch, wie das ist.«

»Vielleicht sollten Sie mir mal Ihren Ausweis zeigen«, sagte sie. »Ist schließlich mitten in der Nacht.«

Lächelnd griff er in seine Innentasche. »Aber Sie kennen mich doch. Sie wissen, wer ich bin.«

»Ich weiß, wer Sie vor drei Jahren behauptet haben zu sein. Wer Sie heute sind, weiß ich nicht. Ich weiß nicht einmal, für wen Sie arbeiten.«

Er hielt ihr eine Plastikkarte vor die Nase. »Ich bin immer noch bei der Polizei. Zeugenschutzprogramm.«

Sie begutachtete den Ausweis. Ein ganz normaler Dienstausweis der Londoner Metropolitan Police. Sie nickte. »Okay. Gehen Sie hoch. Wenn's denn sein muss.«

Übermäßig lange brauchte er nicht. Sie setzte sich aufs Sofa und wartete. Bevor er sie gefragt hatte, ob er das Haus durchsuchen dürfe, hatte sie ihm noch einen Tee anbieten wollen. Sie hörte, wie er Schränke und Türen öffnete, die Leiter zum Dachboden

herunterzog und hochkletterte.

»Schönes Haus haben Sie«, sagte er, als er zurückkam. Er strich sich den Staub von der Jacke – ein billig aussehender Anorak, nicht so ein teurer Mantel, wie ihn der Mann draußen trug. »Alles in Ordnung bei Ihnen?«

»Alles bestens«, sagte sie. »Karen ist also Zeugin? Und Sie haben sie verloren?«

»Nein, keine Zeugin.« Er suchte in seiner Brieftasche herum und zog eine Visitenkarte heraus. Sie nahm sie und las: »Sergeant Francis Doyle: Diplomatischer Sicherheitsdienst.« Sie hielt es nicht für der Mühe wert, ihn auf die zwei unterschiedlichen Karten anzusprechen. So viel hatte sie schon vor drei Jahren gelernt: Er würde niemals sagen, für wen er wirklich arbeitete.

»Rufen Sie mich an, wenn Sie von ihr hören.«

»Ich habe Ihre Nummer doch schon.«

»Sie haben Sutherlands Nummer. Rufen Sie diese hier an. Das geht schneller.«

»Karen Sharpe ist also tatsächlich verloren gegangen?«

»Verloren?« Er zog die Stirn in Falten, als hätte er das Wort noch nie gehört. »Wir müssen sie nur schnell finden. Das ist alles.«

»Ich dachte, sie arbeitet wieder für Ihren Verein. Ich dachte, deshalb wäre sie verschwunden.«

»Ist sie verschwunden?«

Sie zog eine Grimasse und stand auf. »Das wissen Sie genau. Sie hätten auf sie aufpassen müssen. Sie hat ein Kind bei sich. Sie sind für sie verantwortlich.«

Einen Augenblick lang sah er beschämt aus. »Ich tue nur, was man mir sagt«, sagte er. »Wenn sie sich mit Ihnen in Verbindung setzt, rufen Sie mich an. Auch wenn sie Sie bittet, das nicht zu tun. Wahrscheinlich weiß sie gar nicht, in welcher Gefahr sie schwebt.«

Sie blieb in der Haustür stehen und sah zu, wie das Auto davonfuhr. Sie winkte Fred Armstrong zu – der noch immer an seinem Fenster im ersten Stock stand und zu ihr herüberschaute –, um ihn wissen zu lassen, dass alles in Ordnung war, dann ging sie wieder hinein, um nachzudenken.

DC Karen Sharpe war ihre hiesige Kontaktperson gewesen, als sie nach Yorkshire gekommen war. Sie gehörte nicht zur Polizei von North Yorkshire, die für Gargrave zuständig war, sondern zum Bezirk West Yorkshire, der direkt im Süden angrenzte. Die Polizei von North Yorkshire hatte keine Informationen über Liz bekommen.

Karen hatte sich mit ihr angefreundet und auf sie aufgepasst. Nicht, weil das zu ihrem Beruf als Kriminalbeamtin gehörte, sondern weil jemand sie darum gebeten hatte, jemand aus der Welt, der sie einst angehört hatte. Jemand, den Francis Doyle wahrscheinlich kannte. Karen hatte verstanden, was Liz durchgemacht hatte, weil sie selbst etwas ganz Ähnliches erlebt hatte. Durch einen glücklichen Zufall war Karens Tochter Mairead in Liz' Klasse gegangen. Oder vielleicht war es auch kein Zufall, schließlich hatten die Leute, für die Doyle arbeitete, ihr den Posten als Lehrerin besorgt. Damals hatte Karen nur fünf Autominuten von Gargrave entfernt gelebt. Unter anderem deswegen hatte Liz Karen ziemlich gut kennen gelernt, wenn auch nicht so gut, wie sie geglaubt hatte.

Sie ging die Treppe hoch in das Zimmer, das sie als Arbeitszimmer nutzte, und holte

einen Umschlag mit Fotos heraus. Sie war hellwach. Sie fand ein Foto von Karen, Mairead, Pete Bains und ihr selbst und las das Datum auf der Rückseite: Januar 1998. Die Zeit war schneller vergangen, als sie gedacht hatte. Es war schon fast zwei Jahre her, dass sie Karen Sharpe zuletzt gesehen hatte. Gut einundzwanzig Monate, seit Karen sie so urplötzlich verlassen hatte. Sie betrachtete das Foto, auf dem sie alle lächelten. Karen hatte sich leicht vorgebeugt, ihr Gesicht war im Profil, sie sagte etwas zu Mairead. Sie sah erschöpft aus und trotzdem glücklich. Sie war eine große Frau, fast so groß wie Liz selbst, mit zu dünnen Gliedern und schulterlangem, dunklem Haar. Sie trug Jeans, aber Liz konnte sich gut an die noch heilende Schusswunde auf ihrem rechten Oberschenkel erinnern. Das Foto war sechs Monate nach der Schießerei aufgenommen worden, aber die Wunde hatte ihr noch immer Probleme bereitet. Pete hatte Karen einen Arm um die Schultern gelegt und hielt Mairead an der Hand. Liz stand ein wenig abseits. Sie hatte die Kamera auf einen Felsen gestellt und das Foto per Selbstauslöser gemacht.

Sie suchte Pete Bains' Handynummer heraus und rief ihn an. Er ging fast sofort ran.

»Pete?«

»Liz. Was ist los?«

Sie stockte. Es war viel passiert seit Januar 1998. Zwischen Pete und ihr entwickelte sich etwas, etwas sehr Intimes und relativ Neues. Sie wusste nicht genau, wie man es nennen sollte, fühlte sich nicht wohl bei der Vorstellung, dass sie »zusammen« waren, aber irgendetwas war da. Doch sie hatten sich durch Karen kennen gelernt, und keiner von beiden konnte das vergessen. Ungefähr zu der Zeit, als dieses Foto aufgenommen worden war, hatte Karen ihr Haus verkauft und war zu Pete nach Bradford gezogen. Als Karen dann verschwunden war, hatte Liz eine Freundin verloren, Pete aber noch sehr viel mehr. Selbst wenn er über Karen hinweg war, Mairead war wie eine Tochter für ihn gewesen. Sie musste behutsam vorgehen.

»Hast du schon Besuch gehabt?«, fragte sie.

»Besuch?« Bains klang verwirrt.

Ihr fiel wieder ein, wie spät es war. »Entschuldige, es ist mitten in der Nacht. Hab ich dich geweckt?«

»Nein. Ich bin in Bridewell, immer noch im Dienst. Ich bin die ganze Nacht nicht weggekommen. Besuch von wem?«

»Von jemandem vom Zeugenschutzprogramm. Die waren hier und sind gerade wieder gefahren. Sie haben nach Karen gefragt.«

»Zeugenschutzprogramm?«

»Das haben sie zumindest behauptet. Aber sie sind nie die, die sie zu sein vorgeben.« Sie lauschte der Stille am anderen Ende der Leitung. »Sie meinten, ich hätte sie vielleicht bei mir versteckt.« Noch immer Stille. Wie würde sie sich fühlen, wenn Karen bei ihm wäre, wenn er ihr das jetzt mitteilte? »Und da dachte ich ...«

»Ich habe sie nicht gesehen«, sagte er, er hatte ihre Gedanken gelesen. »Hast du?«

Gegen ihren Willen war sie einen Augenblick lang erleichtert. »Nein. Ich rufe an, um dich zu warnen. Ich schätze, dass sie als Nächstes zu dir kommen werden.«

»Dann werde ich ihnen sagen, wie es ist. Sie ist vor einundzwanzig Monaten verschwunden, und seither habe ich nichts mehr von ihr gehört. Das weißt du.«

Liz schwieg und dachte nach. Er glaubte, sie habe angerufen, weil sie ihm irgendetwas unterstellte. Vielleicht tat sie das. »Ich mache mir Sorgen um sie«, sagte sie schließlich. »Die haben gesagt, sie sei in Gefahr ...«

»Sie hat ihre Wahl getroffen, Liz. Sie hat ihre Tochter mitgenommen. Sie ist nicht mehr unser Problem.«

»Ich weiß, aber ...«

»Kein Aber. Sie hat ihre Wahl getroffen. Wir können ihr nicht helfen. Wir haben damit nichts mehr zu tun.«

Einen Moment lang hingen beide ihren Gedanken nach. Dann hörte sie, wie Bains gerufen wurde.

»Ich muss Schluss machen, Liz«, sagte er. »Wir haben hier einen Toten. In der Innenstadt ist einer aus dem neunten Stock gesprungen, seine Wohnung stand in Flammen. Anscheinend hat er auch schon gebrannt, als er fiel. Ich ruf dich später an.«

Sie nickte schweigend und versuchte, den hingeworfenen Brocken aus seiner Arbeitswelt zu ignorieren.

»Okay?«

»Okay«, sagte sie.

»Und nicht vergessen: Sie ist nicht unser Problem.«

Anna Hart träumte zu schweben. Diesen Traum hatte sie oft. In dieser Nacht war sie ganz tief unten im blauen Ozean. Sie konnte problemlos atmen. Sie lag auf dem Rücken und trieb mit mühelosen Bewegungen durchs Wasser, als wäre sie schwerelos. Sie war nackt, aber der Ozean war warm und strömte sanft über ihre Haut, er trug sie. In der Ferne hörte sie Walgesänge, und weit, weit oben sah sie die Wellen, die die Oberfläche kräuselten. Als sie sich nach oben gleiten ließ, leuchtete ihr das Sonnenlicht in breiten Strahlen durchs Wasser entgegen. Sie war wie in Ekstase.

Doch etwas zerrte an ihr – eine Stimme, ein Geräusch. Noch immer im Halbschlaf, drehte sie sich von dem Geräusch weg und zog sich die Decke über die Ohren. Zu spät – sie hatte es bereits erkannt: Ein Telefon klingelte, und jemand rüttelte sie an der Schulter. Sie schlug die Augen auf. Ihre elfjährige Tochter stand mit dem Telefon in der Hand neben dem Bett. Sie stöhnte.

Rachel hatte sorgenvoll die Augenbrauen zusammengezogen. »Das ist der Weckruf. Es ist fünf Uhr.«

»Weckruf? Wieso?«

Dann fiel es ihr wieder ein. Sie setzte sich auf. Sie waren in einem Hotel westlich des Flughafens Leeds/Bradford. Sie waren gestern Nacht angekommen, um heute zeitig wieder abzureisen. Für fünf Uhr hatte sie einen Weckruf bestellt, und in einer halben Stunde würde das Taxi da sein.

Sie schwang die Beine über die Bettkante und versuchte, sich den Schlaf aus den Augen zu wischen. Rachel hatte wieder diesen ernsten Blick, den sie immer aufsetzte, wenn es irgendwelche Zeitpläne einzuhalten galt.

»Alles in Ordnung«, sagte Anna. »Ich bin wach. Mach dir keine Sorgen.« Ihre Tochter war schon angezogen. »Hast du dich gewaschen?«

»Ich habe geduscht.«

»Und ich habe nichts gehört?« Anna fuhr sich mit den Händen durch das kurze blonde Haar. Sie hätte gut und gerne noch vier Stunden Schlaf vertragen können. »Ich weiß nicht, ob ich mich jetzt wirklich ...«

»Mum! Wir müssen uns beeilen!«

Anna stand auf. »Das war ein Witz, Rachel. Warum bist du so panisch?«

»Ich bin nicht panisch. Ich bin aufgeregt. Ich will das Flugzeug nicht verpassen ...«

»Wir haben es gechartert, es kann gar nicht ohne uns losfliegen.«

»Das nicht, das am anderen Ende.«

Am anderen Ende. Diese ewigen Anspielungen auf ihren unbekanntem Zielort waren ihr schon längst langweilig geworden. Seit Nick diese Reise vor zwei Wochen angekündigt hatte, hatte ihre Tochter nichts anderes mehr im Kopf gehabt. Am Anfang hatte Anna ihre Aufregung noch geteilt – zumindest ein bisschen, denn Rachel war so aus dem Häuschen gewesen, dass es praktisch unmöglich war, sich nicht anstecken zu lassen –, und sie hatte Verständnis dafür, dass Nick Rachels Vorfreude noch steigern wollte, indem er ihren Zielort geheim hielt, aber sie begriff nicht, warum er es ihr nicht sagen konnte. Sie war

neununddreißig Jahre alt.

Zu ihrer Überraschung hatte er einen Learjet gechartert, der sie direkt nach Paris fliegen sollte, von wo aus sie einen Linienflug zu einem unbekanntem Ort nehmen würden, um dort das »neue Jahrtausend« einzuläuten. Anna vermutete, dass sie Richtung Osten fliegen würden, wo das neue Jahrtausend früher eintraf, aber Genaueres war aus dem Wenigen, das er ihnen über den Reiseplan verraten hatte, nicht herauszulesen gewesen. Sie ging davon aus, dass sie so früh aufbrechen mussten, weil sie einen langen Flug vor sich hatten, aber allzu lang konnte der auch wieder nicht sein, weil sie dann Mitternacht verpassen würden. Es ging also nicht auf die Südseeinseln, zum Beispiel.

Sie selbst hätte sich diese Reise nicht ausgesucht. Nicht in ihrem Alter, vielleicht nicht einmal, als sie noch jünger gewesen war. Nick wusste das natürlich. Er war zehn Jahre älter als sie, und auch er hätte es sich wohl anders gewünscht. Diese Reise hatte etwas Maßloses und doch Billiges an sich – Tausende von Meilen zu fliegen, nur um Silvester zu feiern. Im letzten Jahr hatten sie mit ein paar Freunden in Tiny Chadwicks Haus in Argyle gefeiert, ein unaufgeregtes und entspanntes Beisammensein. Aber dieses Mal ging Rachel vor, und Anna und Nick mussten das Beste daraus machen. Wenigstens würde ihr Zielort angenehm und geschmackvoll sein. Sie tröstete sich mit dem Wissen, dass andere Eltern Ausflüge nach Disneyland und dergleichen über sich ergehen lassen mussten. Glücklicherweise hatte sich Rachel für so etwas nie interessiert.

Eigentlich hätte Nick bei ihnen sein und hätten sie alle schon eine Woche eher fliegen wollen. Am 4. Januar 2000 hatte Anna in ihrer Galerie in York eine Vernissage, weshalb die Reise nicht verlängert werden konnte, aber die vorherige Woche einschließlich der Weihnachtsfeiertage war eigentlich frei gewesen. Doch zwei wichtige Immobiliengeschäfte in Northumberland hatten ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht. Nick konnte nicht weg. Wo auch immer sie hinfliegen, er würde getrennt auf einer anderen Route anreisen, sobald er die Geschäfte im Norden zum Abschluss gebracht hatte.

Als sie aus der Dusche kam, hielt Rachel ihr eine Tasse unappetitlich aussehenden Instantkaffee hin, den sie selbst im Zimmer zubereitet hatte. Anna sah, dass es Instantkaffee war, weil oben auf der Wolke aus H-Milch, die den Kaffee schmutzig aussehen ließ, kleine Klümpchen schwammen.

»Du bist ein Schatz, Rach«, sagte sie, schließlich war es der Wille, der zählte. Sie ließ sich auf der Bettkante nieder und trank.

»Dein Handy hat gepiept.« Rachel reichte es ihr. »Die gleiche SMS, die du gestern schon sechsmal gekriegt hast.«

Anna nahm ihr das Handy ab und las die Nachricht: »Zeit für ein neues Handy. Holen Sie sich dringend ein neues Handy.«

»Schon wieder die Telefongesellschaft.«

»Aber das ist nicht von Orange. Die Nummer ist unterdrückt.«

»Na und?«

»Warum sollten die das tun, wenn sie dir was verkaufen wollen?«

»Du meinst also, dass es nicht jemand ist, der mir was verkaufen will?«

»Keine Ahnung, Mum. Ich finde nur, du solltest mal drüber nachdenken.«

Anna sah sie mit gerunzelter Stirn an, sie war noch immer nicht ganz wach.

»Soll ich schon mal ins Foyer runtergehen und auf das Taxi warten?«, fragte Rachel.

»Und wozu soll das gut sein?«

»Falls es schon kommt und wir nicht da sind.«

Sie hatten das Taxi erst in letzter Minute bestellt, und auch das war für Rachel Anlass zur Sorge. Irgendwie war sie zu der Überzeugung gelangt, dass man sich auf nichts, was in letzter Minute geschah, verlassen konnte. Am Vortag waren sie schon am Nachmittag mit Annas Range Rover im Hotel eingetroffen, um nicht frühmorgens, wenn die Straßen vielleicht noch glatt waren, fahren zu müssen. Von ihrem Zuhause – Black Carr Hall am Ortsrand von Reeth in Swaledale – bis zum Flughafen Leeds/Bradford waren es keine sechzig Kilometer Luftlinie, aber die Straße durch Swaledale war ziemlich schlecht und im Winter tückisch. Weshalb sie normalerweise vom Flughafen Cleveland aus flogen. Nick hatte darauf bestanden, dass Rachel und Anna die Nacht in einem Hotel in der Nähe des Flughafens verbrachten und die Fahrt dorthin noch bei Tageslicht zurücklegten. Kurz vor Mitternacht hatte er aus Newcastle angerufen und sie gedrängt, auch die kurze Strecke zum Flughafen nicht selbst zu fahren, sondern ein Taxi zu nehmen.

»Vielleicht ist die Tür unten abgeschlossen und der Fahrer findet uns nicht«, beharrte Rachel.

»Die Rezeption ist die ganze Nacht besetzt. Ich habe nachgefragt.«

»Vielleicht fährt er einfach wieder, wenn wir noch nicht fertig sind.«

»Dann würde er nicht allzu viel Geld verdienen, oder?«, sagte Anna.

»Kannst du dich nicht beim Kaffeetrinken schon mal anziehen, Mama? Wir haben nur noch zehn Minuten.«

Anna betrachtete ihre Tochter. Diese Nervosität angesichts von Terminen und Zeitplänen war eine relativ neue Entwicklung in ihrem Leben und für gewöhnlich eher amüsant. Zum Beispiel rannte sie im Kaufhaus Harvey Nichols ständig vor, um den Fahrstuhl zu rufen, nur um dann sichtlich aufgeregt die Ankunft ihrer Mutter zu erwarten, bevor sich die Türen wieder schließen konnten. Und jeden Morgen stand sie fünfzehn Minuten vor der Zeit abfahrbereit da und wartete auf den Mann, der dazu angeheuert war, sie zur Schule zu fahren – was sie jedoch nur schaffte, indem sie das Frühstück ausfallen ließ.

Doch in Situationen wie dieser drohte die Angst, etwas zu verpassen, zu spät zu kommen, sie so sehr aufzuwühlen, dass es alles verderben konnte. Erst letzte Woche hatte Nick sie wegen eines Schulkonzerts, zu dem sie pünktlich erscheinen musste, derartig verrückt gemacht, dass sie in Tränen ausgebrochen war.

»Wir werden es schaffen, Rachel. In Paris haben wir eine ganze Stunde Zeit.«

»Aber wir müssen noch einchecken.«

»Wir fliegen Businessclass. Da geht das schnell. Komm mal her.« Sie wartete, bis Rachel vor ihr stand. Anna war groß, etwas über eins achtzig, ohne Schuhe. Ihre Tochter würde wahrscheinlich noch größer werden, sie war schon jetzt die Größte in ihrer Klasse. Sie hatte ein eindrucksvolles, schmales Gesicht mit hohen Wangenknochen, das hager aussehen könnte, sollte sie je ihren Appetit verlieren.

»Freust du dich auf die Reise?«, fragte Anna.

»Natürlich. Ich will nur nicht ...«

»Ich freue mich genauso. Also vertrau mir, und beruhig dich. Denk nach. Überleg dir, was dir solche Sorgen bereitet. Werde ich dich da hinbringen oder nicht?«

Sie beobachtete, wie Rachel nachdachte. Sie machte einen intelligenten Eindruck, dachte Anna, aber vielleicht war das nur der Falte auf ihrer Stirn geschuldet. Nick gefiel das, denn er hatte auch eine, aber Anna fand, dass sie zu oft die Stirn runzelte, und hatte für alle Fälle schon ihre Augen überprüfen lassen. Die waren hundertprozentig in Ordnung, es lag also allein an der Konzentration. Was ja zumindest nicht schlecht war, sagte sich Anna. Sie fuhr Rachel mit der Hand durchs Haar. Es war füllig und zurzeit tiefschwarz. Sie hatte es vor drei Wochen gefärbt, ohne Anna vorher davon zu erzählen. An diesem Morgen trug sie es offen und hinter die Ohren geklemmt, es reichte ihr bis über die Schultern.

»Werde ich dich da hinbringen?«, wiederholte Anna.

»Na ja, im Juni in Amsterdam haben wir den Zug verpasst, weil du verschlafen hast, und ...«

Anna lächelte. »Aber ich habe aus meinem Fehler gelernt. Du hast so sehr mit mir geschimpft, dass es nicht wieder vorkommen wird.«

Rachel sah sie mit zusammengezogenen Augenbrauen an. »Nun mach dich endlich fertig.«

»Kuss?«

Rachel umarmte sie kurz und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. Als Anna sie losließ, spürte sie, dass ihre Tochter nicht im Mindesten beruhigt war.

Rasch zog sie sich an: enge schwarze Moleskin-Hosen von Swaine, Tod's aus weichem Kalbsleder, ein schlichtes weißes T-Shirt unter einer buttermilchfarbenen Wildlederjacke, darüber ein helles Schultertuch aus Kaschmir. Den schweren Mohairmantel stopfte sie kurzerhand in die Reisetasche. Sollte es im Taxi kalt sein, könnte sie ihn immer noch überziehen. Abgesehen von dem Mantel war ihre Kleidung für den englischen Winter eher ungeeignet, aber eine der wenigen Informationen, die sie aus Nick herausgekriegt hatte, lautete, dass es am Ziel ihrer Reise wärmer sein würde.

Sie trafen pünktlich im Foyer ein, genau in dem Moment, als draußen das Taxi vorfuhr. Der Fahrer sah müde aus. In der eisig kalten Morgenluft bemühte sich Anna, wach zu werden, während Rachel mit dem Gepäck beschäftigt war. Das Hotel war im Chalet-Stil gebaut und bestand aus mehreren niedrigen Gebäuden inmitten eines frisch gepflanzten Birkenhains. Es war zweckmäßig und sauber und lag in der Nähe des Flughafens. Ohnehin hatten sie nur eine Nacht dort zubringen müssen.

Der Eingang ging zu den älteren Wäldern hinaus, die bis hoch zum Otley Chevin gut eineinhalb Kilometer entfernt reichten. Ihr Blick wanderte zu den Bäumen, die die Zufahrtsstraße säumten: dunkle Silhouetten, die den Blick zur Landstraße dahinter verstellten. Ihren Wagen würde sie bis zu ihrer Rückkehr hier stehen lassen. Zitternd und mit einem unguuten Gefühl lauschte Anna in die nächtliche Stille.

Sie mochte Dunkelheit nicht. Sie sehnte sich nach Licht – hellem, mediterranem Licht und Hitze, staubigen, stillen Nachmittagen voller Sonnenlicht. Genauso war auch ihr Kunstgeschmack. Zwar waren die meisten Arbeiten, die sie ausstellte, modern, doch ihre

persönliche Vorliebe galt den Stilen, die sich dem Erbe Corots und Pissarros verdankten. Das Entscheidende war das Licht. Sie besaßen ein Haus in der Provence, wo das Licht ganz genau so war, wie sie es haben wollte, aber die Reise dorthin war ziemlich aufwändig und lohnte sich nur, wenn man mindestens zwei Wochen blieb. Und den Luxus von so viel freier Zeit konnte sie sich nicht leisten.

Der Himmel, den sie durch die Zweige der Bäume sehen konnte, war schwarz, die Wolken hingen tief, nicht ein Stern in Sicht. Der Boden war mit Raureif überzogen, doch es hatte nicht geschneit. Für die Vögel war es noch zu früh, und als der Taxifahrer den Motor seines Mercedes abstellte, herrschte eine fast vollkommene Stille. Fast. Ihr Atem hing in einer Wolke vor ihrem Gesicht, als sie der Zufahrtsstraße mit den Augen bis hinein in die Bäume folgte und die Quelle des Geräuschs entdeckte, das die Stille durchbrach: ein schwaches rotes Glühen weit hinten zwischen den Bäumen, vermutlich die Bremslichter eines Wagens, der dort stand. Anscheinend waren sie nicht die Einzigen, die so früh aufbrachen. Sie wühlte in ihrer Tasche nach den Zigaretten.

»Wir müssen los, Mama! Für die Stinkstängel haben wir jetzt keine Zeit mehr!«

Sie seufzte und steckte die Schachtel wieder weg. Im Taxi zu rauchen, würde ihre Tochter ihr nie erlauben.

Im Wagen war es zu warm, die Heizung war voll aufgedreht, die Fenster beschlagen. Sie setzte sich zu Rachel auf die Rückbank.

»Tut mir leid, dass wir Sie so früh aus dem Bett gescheucht haben«, sagte sie zu dem Fahrer, als der den Wagen anließ.

»Kein Problem. Ich habe die Nacht gearbeitet, das hier ist meine letzte Fuhre.« Er sprach mit heftigem Akzent. Am Rückspiegel hing eine Art Wimpel mit geschwungenen arabischen Schriftzeichen in Gold auf grünem Grund. Er war um die fünfzig und trug ein weißes, traditionelles Gewand und eine eng anliegende runde Kappe. Seine Haut hatte die Farbe von Leder, der Bart auf seinen Wangen war sauber gestutzt. »Wo soll's hingehen?«, fragte er.

»Zum Flughafen.«

»Manchester?«

»Nein, Leeds/Bradford. Das habe ich denen gesagt, als ich Sie gestern bestellt habe. Ist nur fünf Minuten von hier.«

Sie sah, wie seine Augen sie im Rückspiegel musterten.

»Wir fliegen ziemlich früh«, sagte sie.

Er zuckte mit den Achseln und fuhr los. Sie wischte das Fenster rechts neben sich frei. Auf der Zufahrt hielt sie nach dem Wagen Ausschau, den sie dort hatte stehen sehen, aber er war verschwunden.

»Wann geht Ihr Flieger?«, fragte er, als sie auf die Landstraße einbogen. »So früh fliegt noch keiner.«

»Es ist ein Charterflug.«

Wieder zuckte er mit den Achseln. »Egal. Die dürfen erst in einer Stunde wieder starten, frühestens.«

Sie schaute auf die Uhr. Viertel vor sechs. Die Maschine war für sechs gechartert. »Der wird starten«, sagte sie.

»Ich glaube nicht, dass der Flughafen schon offen ist«, beharrte er.

»Mein Papa hat den Flug extra für uns gebucht«, sagte Rachel. »Der Flughafen muss offen sein.«

Anna sah, wie der Stolz in ihrem Gesicht der Verunsicherung wich. Sie tätschelte ihr das Bein und flüsterte: »Keine Sorge«, dann schaute sie sich um.

»Was suchst du?«, fragte Rachel.

»Ich habe ein Auto gesehen«, antwortete sie. »Ich habe mich nur ...« Hinter ihr kamen Scheinwerfer in Sicht. Sie schaute nach vorn und sah, dass der Fahrer sie ebenfalls bemerkt hatte. Am Straßenrand eine Mauer und Bäume. In den Lichtkegeln der Scheinwerfer sah es aus, als würden kleine Eispartikel durch die Luft fliegen. Weiter vorn sah sie eine Kreuzung.

Sie drehte sich wieder zu den Scheinwerfern um. Der Wagen kam viel zu schnell näher. Sie konnte sogar schon den Motor hören. Gerade wollte sie eine Bemerkung machen, als der Fahrer anfang zu fluchen und sie einen kurzen Blick nach vorn warf. Schnell drehte sie sich wieder nach hinten um. Kein Zweifel, der Wagen hinter ihnen fuhr viel zu schnell. Er würde entweder scharf bremsen müssen oder auf sie auffahren. Zum Überholen war die einspurige Straße zu schmal. Als der Wagen ganz nah war, drehte Anna sich von den Scheinwerfern weg, die sie blendeten. Den Blick nach vorn, spürte sie einen Welle Adrenalin im Nacken.

»Der fährt in uns rein«, sagte sie leise vor sich hin, dann schrie sie es hinaus: »Der fährt in uns rein!« Sie bemerkte, wie Rachel sie anstarrte (sah, dass sie angeschnallt war), und schrie noch einmal: »Der fährt in uns rein!« In Rachels Augen flackerte Panik auf. Anna streckte ihr die Hand hin, als der Aufprall kam.

Ohrenbetäubender Lärm, eine gewaltige Kollision von Metall auf Metall. Sie sah, wie Rachel nach vorn in den Gurt geworfen wurde, über ihrem Kopf eine Explosion aus Tausenden kleinen Glasstücken. Sie spürte, wie das Auto sich zu drehen begann. Vorn schrie der Fahrer. Rachel kreischte. Hinter sich hörte sie Bremsen quietschen, dann einen Motor, der größer und lauter war als ihrer, im Rückwärtsgang. Aus dem Aufprall wurde das Knirschen von Metall. Die beiden Fahrzeuge hatten sich ineinander verkeilt und schlitterten über den Asphalt. Sie wurde zur Seite geschleudert, prallte mit dem Kopf gegen das Seitenfenster. Sie sah, wie die Steinmauer auf sie zuraste.

Das Taxi prallte mit dem Heck gegen die Mauer, drehte sich um 360 Grad und blieb mitten auf der Straße stehen. Anna wurde zurück in den Sitz geworfen, ihr Kopf nach hinten geschleudert. Als sie wieder nach vorn fiel, spürte sie den eiskalten Luftzug, der durch das zerborstene Heckfenster kam. Dann Stille. Sie hörte nicht einmal Rachel atmen.